Valesca.

Roman aus dem Leben der deutschen Hauptstadt von August Hesse.

Doch ich bin alt, ein Mann der Pflichten,
Nicht hoffen darf ich, nur verzichten.
Die Lieder eines alten Mannes.

Erstes Capitel.

Der Doctor Richard Reinland, ein junger sehr talentvoller Arzt, der vor Kurzem seine große Staatsprüfung glücklich bestanden und in der Residenz sich niedergelassen hatte, schlenderte an einem warmen Septembertage langsam und geschäftslos dem Schloßplatze zu. Es lag etwas müdes und gelangweiltes in seinen Gesichtszügen, fast etwas verdrossenes; denn die Hoffnungen, welche für seine Zukunft in ihm rege waren, hatten bislang sich nicht erfüllt. Nur von wenigen und meist armen Patienten war seine Bemühung den Vormittag über in Anspruch genommen worden, und er hatte jetzt völlig Muße, sich das bewegte Leben der Großstadt aus nächster Nähe zu betrachten. Er blieb vor einem Blumengeschäft stehen und starrte auf die Pracht der hinter den großen Spiegelscheiben prangenden Orchideen und Blattpflanzen. Im Weiterwandeln musterte er die Ausstellung von Karten, Plänen und Kupferstichen, welche eine Buchhandlung zur Schau ausgestellt hatte, und verweilte dabei längere Zeit, die Titel der neu erschienenen literarischen Werke musternd. Ein in demselben Fenster ausgestelltes kleines Oelgemälde fesselte demnächst seine Aufmerksamkeit. Es war recht sauber und sorgsam ausgeführt, die verkleinerte Copie einer Calameschen Schweizerlandschaft. Ein am Bronzerahmen angebrachter Zettel gab den Kaufpreis an und trug den Namen Valesca Berg, womit offenbar die Malerin bezeichnet werden sollte. War nicht nöthig, dachte Doctor Reinland, man hätte auch ohne diese Kundgebung an der Ausführung die Hand einer Dame erkannt.

Dicht neben der Gebirgslandschaft hing eine ziemlich große Photographie aus. Dieselbe gab das Brustbild eines jungen Mädchens wieder. Auf dieser Photographie weilten die Augen Reinlands längere Zeit. Es war ein vollendet schöner Kopf, mit durch Geist und Anmuth ausgezeichneten Gesichtszügen. Eine feine, klare Stirn wurde durch die scharfgezeichneten Augenbrauen noch mehr gehoben. Unter den Brauen blickten ein Paar große Kinderaugen sinnend, fast wehmüthig den Beschauer an. Das feine griechische Näschen, der feingeschnittene Mund, der sich wie zum Sprechen halb zu öffnen schien, die edle Form des Kinns und des schlanken Halses stimmten zu dem Ganzen und fesselten lange Zeit die Aufmerksamkeit des Betrachtenden. Das volle, üppige Haar, dessen Farbe sich nicht erkennen ließ, fiel zwanglos an den Schläfen herab und warf einen leisen Schatten über das reizende Oval des Kopfes.

Sehr schön, fast zu ideal für die Wirklichkeit, sagte der Professor Deitlinger, eine in der Residenz bekannte Persönlichkeit, der neben Richard Reinland trat und die Photographie ebenfalls betrachtete. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß das Bild von einem Phantasiekopf abgenommen worden ist.

Jedenfalls keine Berlinerin, bemerkte Reinland mürrisch, lüftete den Hut und setzte seine Straßenwanderung fort. Bei dem Denkmal mußte er durch die zahlreich dort versammelten Menschen sich hindurchzwängen, welche, die Blicke nach dem historischen Eckfenster des Palastes gerichtet, das Erscheinen des Kaisers Wilhelm mit Hüteschwenken und lautem Jubel begrüßten.

Reinland, der an dieser freudigen Kundgebung der Liebe und Hochverehrung sich ebenfalls betheiligt hatte, fand sich im Lustgarten wieder vereinsamter und seinem Mißmuth zugänglicher. Er stieg die breiten Treppen zum Museum hinauf und beschloß, eine Stunde lang durch den Anblick der Kunstschätze sich zu zerstreuen.

Die oberen Säle waren nur sparsam besucht, als Reinland eintrat. Es herrschte in denselben jene feierliche Stille, welche die Anwesenheit der Göttin Kunst in ihren Tempeln stets hervorzurufen pflegt. Ein feiner aromatischer Hauch, von dem durch die dunkelgrünen Gardinen matt einfallenden Tageslichte getragen, schwebte in der Luft. Auf dem parkettirten glatten Fußboden wurde kaum das Geräusch der langsam Kommenden und Gehenden hörbar. Ihre ausgetauschten Bemerkungen kleideten sich in Flüsterworte.

Reinland war etwas ermüdet und nahm auf einer der mit dunkelrothem Sammt bezogenen Ruhebänke Platz. Er saß eine Weile gedankenlos und blickte auf die von der gegenüberliegenden Wand ihn anblickenden Meisterwerke Guido Renis, dann schloß er einige Minuten die Augen und schien einem kurzen Traum sich widerstandslos hinzugeben. Als er gleich darauf sich wieder erhob, nahmen seine Mienen den Ausdruck offenbaren Träumens an.

In dem nächsten, durch eine Halbwand getrennten Zimmer saß an einer Staffelei vor einer niederländischen Landschaft eine junge Dame, welche damit beschäftigt war, diese Landschaft auf ihre Leinwand zu übertragen. Die Malerin wandte dem Doctor Reinland das Profil zu und hob, um das ziemlich hoch hängende Original zu betrachten, dann und wann den Kopf nach oben. Bei dieser Bewegung schlugen die großen Augen sich fast so auf, als richtete die sorgsam Aufblickende ein Gebet gen Himmel, der schlanke Hals zeigte sich in sanftester Beugung und eine Fülle von Locken fiel über den Nacken herab. Diese Locken waren prachtvoll. Ihr zarter, zwischen Blond und Goldgelb schwankender Glanz erhielt einen ganz besonderen Schimmer durch das bei der bezeichneten Bewegung darüber hinstreifende Sonnenlicht, welches, mit einem einzigen dünnen Strahl die Vorhänge durchdringend, die Stirn und die obersten Locken wie mit einem Heiligenschein umgab.

Nicht blos die auffallende Schönheit, nicht blos die Anmuth der Bewegungen und der Ernst, der sich über das wieder zur eifrigen Arbeit niedergebeugte Antlitz verbreitete, fesselten die Aufmerksamkeit. — Reinland fand auch auf den ersten Blick heraus, daß die Erscheinung der jungen Malerin genau mit jenem photographischen Bilde stimmte, welches er noch vor ganz kurzer Zeit auf seinem Gange nach dem Museum an dem Schaufenster jenes Kunstladens bewundert hatte.

Während jene in ihrer Beschäftigung emsig fortfuhr und für ihre weitere Umgebung nicht den mindesten Antheil bewies, konnte Reinland seine Augen von ihr nicht abwenden. Für die Meisterwerke italienischer und niederländischer Kunst, deren Trost er für manche bis jetzt unerfüllt gebliebene Lebenshoffnung aufgesucht hatte, empfand er kein Interesse mehr — das lebende schöne Menschenbild im Nebenzimmer betrachtete er ausschließlich. Es war ein geheimer Zauber, der ihn bannte, ihn behinderte näherzutreten, sie anzureden.

Aus seiner Träumerei erwachte er, als eine ältere Frau lebhaften Schrittes eintrat und sich der blonden jungen Dame näherte. Diese ältere Frau war einfach und, wenn auch nicht ärmlich, so doch nicht nach der herrschenden Mode gekleidet. Ihr Federhut und ihre dunkle kurze Mantille hatten wohl schon mehrere Modejahre überlebt. Trotzdem war nicht zu verkennen, daß die Trägerin Sorgsamkeit auf ihre Toilette verwandt hatte, und daß sie nicht zu den niederen Ständen zu rechnen war.

Beide Frauen wechselten einige lebhafte Worte. Die jüngere packte ihre Farbenfläschchen und -Beutelchen, Pinsel und Palette in den Malkasten von Eichenholz, nahm ihren runden braunen Strohhut und entfernte sich mit der ältern Dame, die sie an Kopfeslänge überragte. Reinland bewunderte ihre schlanke, schmiegsame Gestalt und war überzeugt, nie etwas Vollendeteres und Schöneres gesehen zu haben.

Er trat, nachdem jene sich in entgegengesetzter Richtung entfernt, an einen der Galeriediener heran, um sich nach dem Namen der beiden Frauen zu erkundigen. Der Mann in dem blauen Leibrock mit silbernen Knöpfen und in den gelben Zeuggamaschen lächelte und sagte: Es haben schon mehrere dieselbe Frage gestellt. Die junge Dame ist von ausgezeichneter Schönheit. Alle sind neugierig. Leider kann ich nur sagen, sie kommt seit einigen Wochen an bestimmten Tagen und scheint von Niemand weiter gekannt zu sein. Sie ist bescheiden, ruhig und stets für sich. Ich denke mir — eine Engländerin.

Diese Auskunft befriedigte die Neugier des Fragenden sehr wenig, reizte sie aber desto mehr. Er betrachtete das auf der Staffelei stehen gebliebene Gemälde. Richard Reinland war nicht Kunstkenner, doch schien ihm die Arbeit zum mindesten Fleiß und ein bescheidenes Talent zu verrathen. Eine Engländerin — sagte er mehr zu sich selbst, als zu dem Galeriediener —, es mag sein, in der Haltung wenigstens, in dem blassen Teint liegt etwas, was den Deutschen nicht gewöhnlich ist.

Dann verließ er den Saal, um sich draußen umzuschauen und zu erforschen, welchen Weg die beiden Unbekannten eingeschlagen haben könnten. In der Hast, die ihn hinwegtrieb, verirrte er sich in den Sälen und verfehlte den Ausgang. Als er draußen unter dem Säulengang stand und den weiten belebten Platz überblickte, überzeugte er sich, daß an ein Wiederauffinden der Gesuchten nicht mehr zu denken war. Die Zeit des Mittagessens war herangerückt, und er beschloß daher, am nächsten Tage sich wieder einzufinden, um hinter das Geheimniß zu kommen, welches, wie er annahm, sich um die persönlichen Verhältnisse der beiden Fremden wob.

Die von ihm Gesuchten waren inzwischen lebhaften Schrittes nebeneinander über den Lustgarten fortgegangen. Sie sprachen nur wenig miteinander und schienen Eile zu haben, um den von der Friedrichsstraße um diese Zeit abfahrenden Localzug nicht zu versäumen. Trotz dieser Eile blieben sie einige Augenblicke an dem Kunstladen stehen, an welchem Reinland vor kaum einer Stunde seine Betrachtungen gehabt hatte.

Noch immer unverkauft, bemerkte die ältere Dame, indem sie mit dem Finger auf das aufgehängte kleine Landschaftsbild zeigte.

Das junge Mädchen an ihrer Seite hörte nicht auf diese Worte. Es schrak sichtlich zusammen, als es neben dem Oelbilde die Photographie erblickte, die unverkennbar ihre eigenen Züge wiedergab. Dieses Erschrecken äußerte sich in einem plötzlichen Erbleichen und darin, daß die kleine Hand des Mädchens mit einer heftigen Gebärde sich auf ihr Herz legte.

Das ist nicht wohlgethan! sagte sie. War es nicht schon an dem Namen unter dem Bilde genug? Aller Augen werden sich auf mich richten, und ich habe nur mit Widerstreben in die Ausstellung meiner so unvollkommenen Leistungen gewilligt.

Du bist ein Närrchen, Valesca, entgegnete ihre Begleiterin. Man muß sich bekannt machen, wenn man Erfolg in der Welt haben will, und wir bedürfen des Erfolges.

Valesca senkte betrübt das Köpfchen. Erfolg, Mutter? O, wie du dich doch täuschest! Es wird mir nie gelingen, als Künstlerin einen solchen zu erringen. Mir fehlte von je die Anleitung, die Unterweisung eines Meisters, und was ich zu meiner eigenen Unterhaltung leistete, verdient nicht, den Weg in die weite Welt zu nehmen.

Zweites Capitel.

Das Zimmer, drei Treppen hoch im Hinterhause einer der neuerlich gebauten Miethkasernen im Südwesten der Hauptstadt, war ziemlich geräumig, nicht tapezirt, nur einfach angestrichen. Trotz der sofort in die Augen fallenden Dürftigkeit der Einrichtung machte es dennoch den Eindruck der größten Sauberkeit. Die veralteten Möbel zeugten nach Schnitzwerk und Gestalt von früherer Wohlhabenheit. Insonderheit sprachen dafür ein durch einen ledernen Bezug geschütztes tafelförmiges Clavier, die neben demselben stehende Malerstaffelei, die beiden an die Fenster gerückten Armsessel mit verschossenem Plüschbezug und das über dem plumpen Schreibtisch hängende Oelbild eines älteren Mannes. Das Conterfei dieses Mannes, der in dem Knopfloch des blauen Fracks ein Ordenskreuz eingebunden und eine hohe weiße Halsbinde trug, zeigte geistvolle und sanfte Züge. Neben der kahlen Stirn, an den Schläfen, waren die grauen Haare straff nach oben gekämmt. Große blaue Augen unter starken dunkeln Brauen lächelten den Beschauer an. Dies Brustbild in breitem, goldenem Rahmen stellte den verstorbenen Mann jener alten Dame und den Vater des jungen Mädchens dar, welche gemeinschaftlich das geräumige und ein daneben belegenes kleineres Gemach bewohnten und dasselbe, aus dem Museum zurückgekehrt, jetzt betraten.

Sie hatten einst bessere Zeiten gesehen. Der Geheime Rath Berg war ein angesehener Beamter im Bureau des Ministers gewesen. Er hatte dem Vaterlande still und bescheiden seine volle Kraft gewidmet. Tags und in die Nächte hinein thätig, war er der Liebling seines Vorgesetzten gewesen, der auf ihn mit Zuversicht sich stützen konnte und in den meisten Fällen nur nöthig hatte, den Entwürfen Bergs seine Unterschrift beizufügen. Orden und Titel lohnten diesen Fleiß. Aber Martin Berg hatte seine physische Kraft überschätzt. Dem angestrengten Dienst erlag der zarte Körper, ehe man es erwartet. Man fand den Geheimrath Berg — er war noch kaum fünfzig Jahre alt — auf seinem Arbeitsplatze im Ministerium vom Schlage getroffen. Dieser Unfall tödtete ihn nicht sofort. Martin Berg wurde nothdürftig, abgesehen von einer nicht weichenden Lähmung des linken Fußes, wiederhergestellt. Die immerhin vorhandene Dienstunfähigkeit führte seine Entlassung herbei. Von einer kargen Pension galt es nun mit einer zahlreichen Familie weiter zu leben, sich auf's äußerste einzuschränken und noch in ältern und kranken Tagen auf diejenigen Erquickungen und Hilfen zu verzichten, welche wohlbemittelten, arbeitsunfähig gewordenen Leuten sonst nicht zu fehlen pflegen. Zu der Krankheit des Geheimraths, zu den geduldig getragenen Entbehrungen gesellten sich andere Sorgen. Drei seiner blühenden Kinder starben an Halsbräune rasch hintereinander, der sechzehn Jahre alte Sohn, Philipp Berg, verschwand plötzlich; schlechte Gesellschaft hatte ihn verdorben; er gab dem ungestümen Drang nach Abenteuern nach, stahl sich in einer Nacht heimlich aus der elterlichen Wohnung und entwich nach Hamburg, wo er auf einem Kauffahrer Heuer nach Australien nahm. Von der Capstadt aus erhielten die Eltern nach Jahr und Tag einen Brief Philipps. Seit der Zeit hatten sie nichts wieder von ihm gehört.

Daß bei diesen Schicksalsschlägen auch die peinlichste Sparsamkeit, der genaueste Finanzplan, welchen Martin Berg geschäfts- und etatsmäßig vorschrieb, nichts nützte, war nicht zu verwundern. Die meiste Habe aus den Zeiten früherer Wohlhabenheit, zuvörderst die entbehrliche, nach und nach auch nothwendige, mußte veräußert werden. Ein langer, vergeblicher Kampf! Nach schweren leidensvollen Jahren endlich wurde Martin Berg erlöst. Er, der sich selbst das Zeugniß gab, als pflichtgetreuer Beamter, als rechtschaffener, gehorsamer Unterthan seines Königs, als frommer Christ gelebt zu haben, starb mit dem Bewußtsein, daß er Frau und Tochter — das einzige Kind, welches ihm geblieben war — im bittern Elend zurückließ. Das Sterben mit diesem Gedanken wurde ihm nicht leicht.

Für Frau Ludovica Berg und die Tochter Valesca galt es nun, mit eigner Kraft dem feindlichen Geschick zu trotzen. Frau Ludovica kam schließlich zu der fürchterlichen Ueberzeugung, Gott habe es wohlgemacht, daß er ihren Gatten von dem mehr als zehnjährigen Krankenlager abgerufen. Der Mann hatte viel in seiner Krankheit gekostet, mancher Thaler war in die Apotheke gewandert, mancher zu den unentbehrlichsten Stärkungsmitteln verwendet oder je am Jahresschluß dem Arzt gezahlt worden. Jetzt fielen diese Kosten hinweg, es blieb die Wittwenpension und eine von dem Minister bewilligte kleine Unterstützung.

Einen Augenblick hatte Frau Ludovica Berg daran gedacht, ob es nicht zweckmäßig sei, sich von ihrer Tochter Valesca zu trennen, damit eine jede von ihnen unter fremden Leuten ihr Brot verdienen könne. Aber sie bedachte wieder, wie demüthigend eine solche Stellung für eine Dame von ihrem Rang und ihrer Würde sein müsse, wie schwer ihr und ihrem Kinde die gegenseitige Trennung fallen und ob Valesca die Kraft haben werde, ein so bitteres Loos zu tragen. Von diesen Gedanken erfüllt, stand Frau Berg feuchten Auges vor dem Oelbilde des Verstorbenen. Da löste sich plötzlich dasselbe vom Nagel und stürzte von der Wand zu Boden, mit dem schweren Goldrahmen leicht die Stirn der Beschauenden streifend. Ohne Zweifel war dies für Frau LudovicoBerg eine Mahnung aus dem Jenseits — eine Mißbilligung ihres Vorhabens. Schicksalgeprüfte Frauenherzen neigen sich zu solchen Anschauungen und hängen dem Wunderglauben umsomehr an, je mehr zartere Regungen ihnen unzugänglich werden. Vor einem zufälligen Ereignisse beugte sich der Entschluß der vereinsamten Frau. Nein, sagte sie, ich verstehe deinen Zorn, Martin, ich will dein Andenken nicht entehren. Nie tauchte fortan ein ähnlicher Gedanke wieder bei ihr auf.

Valesca, um der Mutter eine Stütze zu sein, hatte in der letzten Zeit versucht, ihre verschiedenen kleinen Talente nutzbar zu machen. Allein es war ihr nicht gelungen, durch Unterricht in Gesang und Klavierspiel, durch Zeichenunterricht eine auch nur nennenswerthe Beihilfe zu den Unkosten des Haushalts erzielen zu können.

Wir haben kein Glück mehr in der Welt, äußerte Frau Ludovica, nachdem sie mit der Tochter vom Museum zurückgekehrt war, zu der letzteren. Ich dachte ganz gewiß, daß deine Oelbilder die Kauflust rege machen würden. Nicht eins ist verkauft. Der Kunsthändler, bei dem ich vorsprach, ehe ich dich abholte, meinte, daß auch künftig für so kleine Stücke sich gar keine Käufer melden würden!

Trotz meiner Photographie! meinte Valesca bitter.

Nun, beruhige dich darüber. Ich folgte nur dem Beispiel der größten Künstler, welche sich auf dieselbe Art empfehlen. Freilich, für einen Geigenspieler, für einen Claviervirtuosen haben die Berliner Geld. Tausend Mark sind von diesen Leuten in einer Stunde verdient; die wenig vergossenen Schweißtropfen sind des hohen Lohnes sicherlich nicht werth. Der Concertbesuch ist Modesache geworden. Wie wenige verstehen etwas davon, und wie viele heucheln Entzückung, die vor Langeweile kaum das Gähnen unterdrücken können. Reelle Arbeit — deine treffliche Malerei, wird heutzutage nicht mehr bezahlt. Diese Musikschwärmerei ist sicherlich ein Zeichen unserer krankhaften Zeitrichtung.

Valesca lächelte über den Eifer der Mutter. Man wird auch diese Schwäche ablegen, entgegnete sie. Uebrigens vergißt du die Mühe und Noth, der so mancher Virtuose von Kindesbeinen unterworfen war, ehe er die Stufe der Fertigkeit erreichte, welche für die meisten den Maßstab der Bewunderung und Schätzung bildet. Die Werke meines Pinsels aber überschätzest du. Ich glaubte von Anbeginn an, daß ich damit kein Glück machen würde.

Schlimm genug. Der erste October ist vor der Thür. Woher die Miethe nehmen? Ich werde zu meinem Stiefbruder unsere Zuflucht nehmen müssen.

Valesca erglühte. Zu Onkel Heinrich — nimmermehr. Wie viel hat Onkel Heinrich bereits für uns gethan — weit über seine Kräfte hinaus. Er hat sich mehr eingeschränkt als wir uns selbst. Es würde grausam sein, ihn zu behelligen.

Frau Ludovica zuckte die Achseln. Ich sehe keine andere Möglichkeit.

Valesca erhob sich erregt von ihrem Sitze, trat vor die Mutter, und indem sie beide Hände der Mutter, auf die Schultern legte, sagte sie eifrig: Ich bitte dich dringend, den Onkel Heinrich nicht zu belästigen. Du weißt, daß ich mich schwer entschließe, einen Wunsch zu äußern; ich trage alles gern für mich allein. Hier aber, mein geliebtes Mütterchen, mußt du auf jeden Fall mir nachgeben. Onkel Heinrich darf nicht Noth leiden. Er braucht von unserer Bedrängniß überhaupt nichts zu wissen. Es würde mich tief demüthigen, wolltest du ihn um ein Almosen ansprechen.

Frau Ludovica schob die umschlingenden Arme der Tochter zurück. Ich begreife dich nicht. Er ist unser nächster Verwandter—er war stets gütig gegen uns und wird auch jetzt uns nicht verlassen. Es gibt keinen anderen Weg, als zu ihm—

Und ich sage dagegen, unterbrach Valesca mit dem Ausdrucke der Leidenschaftlichkeit die Worte der Mutter—, daß ich, wenn du meine Bitte nicht erfüllen willst, es vorziehe, unter fremde Leute zu gehen. Du selbst hast dies früher einmal angedeutet. Ich würde mich der härtesten Arbeit nicht schämen, um dem Onkel Heinrich nicht neue Lasten und Einschränkungen in dem Nothwendigsten aufzulegen.

Die Heftigkeit dieser Erklärung rief bei der Frau Geheimräthin ein Kopfschütteln hervor. Sie richtete ihren Blick auf das an der Wand hängende Porträt Martin Bergs, gleich als hoffte sie von dort her eine Andeutung; sie hatte ja unter dem Bilde gelobt, sich von der Tochter nicht zu trennen, und doch war sie überzeugt, daß Valesca — deren entschlossenen und festen Sinn sie kannte, obwohl ein anderer ihn hinter der zarten und schmächtigen Gestalt des Mädchens vermuthet hätte — den angekündigten Entschluß zur Ausführung bringen würde.

Damit würden wir deinem Willen, lieber Martin, entgegenhandeln, sprach Ludovica zu dem Bilde gewendet. Nein, ehe das geschieht, soll Valesca mit ihrem Trotzkopfe lieber Recht behalten, obwohl ich nicht begreife — nun, der Himmel muß weiter helfen!

Valesca nickte zustimmend und ihr Auge blickte liebevoll zu der Mutter empor, zu deren Füßen sie dankbar niedergekniet war.

Drittes Capitel.

Valesca hatte eine schlaflose Nacht. Das junge Mädchen war nicht ohne Stolz. Die äußere Stellung der Hinterbliebenen des Geheimraths war bis jetzt trotz aller Hemmnisse noch aufrecht erhalten worden. Niemand wußte, wenigstens glaubte Valesca so, um ihre Verarmung. Hatte sie schon mit Widerwillen den Weisungen der Mutter nachgegeben und ihre kleinen Malerarbeiten zum Kauf anbieten lassen, war ihr die Wahrnehmung, daß die Mutter ohne vorausgegangene Genehmigung die Photographie der Tochter in das Schaufenster des Kunsthändlers geliefert, im höchsten Maße peinlich gewesen, so kostete es eine noch größere Ueberwindung, den Plan zur Reise zu bringen, welchen Valesca schon seit längerer Zeit mit sich herumgetragen, bald zurückgewiesen, bald wieder als den richtigen Weg erkannt hatte, der Mutter in deren häuslichen Bedrängniß zu Hilfe zu kommen.

Frau Ludovica hatte gesprächsweise des Großkaufmannes Lazarski als eines ehemaligen Bekannten des Geheimrathes Martin Berg gedacht, von welchem der letztere erzählt, daß Lazareski aus dürftigen Verhältnissen sich emporgearbeitet, und dabei stets den Ruf eines rechtschaffenen, ehrliebenden Mannes sich zu bewahren gewußt habe. Lazarski betreibe ein Modewaaren- und Confectionsgeschäft weit über den Umkreis der Hauptstadt hinaus und liefere die von ihm fertiggestellten Kleidungsstücke nach Constantinopel, nach Aegypten und bis in den fernsten Westen Amerikas. Trotz des dadurch erworbenen maßlosen Reichthums lebte Lazarski für seine Person bescheiden, sei wohlthätig gegen die Armen und lohne die bei ihm beschäftigten Arbeiter auf eine wahrhaft fürstliche Weise.

Diese Mittheilungen regten bei Valesca den Plan an, bei Lazarski um Arbeit nachzusuchen, und die Drohung der Mutter, den Onkel Heinrich Gemkenthal um eine Unterstützung anzugehen, war es [illegible]sächlich, welche dies Vorhaben [illegible]n Mädchens zur Reife bra[illegible] [illegible] dabei auf ihre Geschicklichkeit, mit der Nadel umzugehen, sie hoffte auch, daß die Arbeit in einer Weise von ihr bewirkt werden könne, die der Wahrnehmung anderer verborgen bliebe.

Ohne der Mutter etwas mitzutheilen, machte Valesca am nächsten Vormittage sich auf den Weg zu dem Geschäftshause des Kaufmanns Simon Lazarski.

Auf ihre schüchterne Frage nach dem Chef des Hauses wurde sie zunächst durch eine glänzende Reihe von Geschäftssälen geleitet, die mit den auserlesensten Seidenstoffen und mit fertigen Waaren angefüllt waren. Zahlreiche Käufer wogten in diesen Sälen hin und her und wurden von einer großen Schaar Angestellter schnell und in der artigsten Weise bedient. Mächtige Spiegel warfen das Bild der Säle zurück und schienen die Räume um das Dreifache zu vergrößern. In ihrem Krystall spiegelten sich die goldnen Gaskronenleuchter, die an den Zwischenwänden aufgestellten Marmorstatuen und das Gewühl der ab- und zuströmenden Menschen. Valesca, durch die ungewohnte Pracht verwirrt, fühlte ihr Herz klopfen. Leisen Schrittes, wie als wollte sie jede Störung vermeiden, folgte sie einem als Führer ihr zugetheilten Knaben über teppichbelegte Marmorstufen zu dem Zwischenstock. Auf dem zu einer Blumenhalle umgeschaffenen Treppenabsatze wurde sie an einen dort aufgestellten Livréediener gewiesen. Dieser, ein reichgekleideter, riesengroßer Mensch, lehnte an einer Säule und musterte nachläßig die Hinaufsteigenden und Fortgehenden. Die Dame wünscht dem Herrn gemeldet zu sein, wandte sich der Knabe zu dem Thürsteher. Dieser regte sich anfänglich nicht, als er aber der hinter dem Knaben heraufsteigenden Valesca ansichtig ward, grüßte er herablassender, als dies sonst seine Gewohnheit war. Der erste Buchhalter Herr Frey ist jetzt bei dem Alten, sagte er. Da darf man nicht stören, doch werden Herr Lazarski vermuthlich bald zu sprechen sein. Setzen Sie sich einstweilen, Fräulein.

Valesca nahm auf einer Bronzebank Platz. Vor ihr stiegen auf den breiten Treppen in fast ununterbrochener Reihe elegante Damen und Herren auf und nieder, welche die in den oberen Stockwerken belegenen Verkaufsstätten besuchen wollten oder dieselben verlassen hatten. Es war wie ein Schattenspiel, welches sich vor ihren Augen bewegte. Obwohl dem Leben der Großstadt nicht fremd, kam sich Valeska doch inmitten dieser Pracht und Bewegung wie in eine zweite Welt entrückt vor. Welch einen Gegensatz boten diese Hallen zu dem dürftigen Raume ihrer elterlichen Wohnung!

Sie wünschen gewiß Arbeit von meinem Herrn, sagte der riesige Thürsteher, die einfache Kleidung des jungen Mädchens musternd. Da kommen Sie just zur rechten Zeit. Wir haben noch vor Weihnachten eine enorme Sendung von Mänteln nach Kairo zu effectuiren, und der Herr ist wegen der nöthigen Arbeiterinnen in gelinder Verzweiflung. Sind Sie bekannt mit Herrn Lazarski oder haben Sie eine Empfehlung an ihn? Nein! Nun, das thut nichts—nur nicht ängstlich! Sie haben von Natur einen guten Empfehlungsbrief mitbekommen, und Herr Simon Lazarski ist ein wohlwollender und geachteter Mann, der sich jedes Bittstellers freundlich annimmt.

Ein dankbarer Aufblick aus den Augen Valescas lohnte dem Riesen für diese gewährte Beruhigung.

Freilich, fuhr der Thürhüter — Herr Peter Kühn, unter diesem Namen war er männiglich bekannt — fort, schob die silberbordirte Mütze in den Nacken und kraute sich in dem Lockenhaar, freilich man hat vielerlei in dem Kopfe, wenn man so ein umfangreiches Geschäft betreibt. Was ist da alles zu bedenken und anzuordnen. Da gibt es auch mitunter Verdruß und Aerger genug. Setzen Sie das einmal beinahe ein halbes Jahrhundert fort, Fräulein, und Sie werden sich dann nicht verwundern, wenn Sie zuweilen etwas aufgeregt und unwirsch werden. Der Mensch hat doch auch seine Nerven, und die Nerven sind wie ein Tiger im Käfig, den man nicht reizen darf. Hab' ich recht, mein Fräulein?

Der Portier machte einen Gang nach dem hinter ihnen belegenen Corridor, lauschte einige Minuten an einer dort befindlichen Thür und kehrte sodann zurück. Sie sprechen noch lebhaft miteinander, wie ich hören konnte, mein Herr und Herr Dagobert Frey. Sie sprechen von einer Bank in Aegypten und von Wechseln. Lassen Sie sich nur die Zeit nicht lang werden. Was der Herr Lazarski alles zu bedenken hat!

Wenn er sich nur nicht zu sehr auf seinen ersten Buchhalter, den Herrn Frey, verlassen möchte — plauderte er mit gedämpfter Stimme weiter — aber der ist sein Factotum. Was Herr Frey für gut findet, geschieht. Der hat ein unbegrenztes Vertrauen. Ich möchte wissen, was der Herr an diesem Frey hat. Klug und gewandt ist er, daß muß ihm sein Feind lassen, aber eins gefällt mir nicht an ihm. Er will gar zu hoch hinaus. Am liebsten verkehrt der Herr Frey mit Grafen und Baronen und wissen Sie — das möchte noch sein, obwohl es besser ist, man bleibt in seinem Stande — am meisten mißfällt mir, wenn einer keine Courage hat. Herr Frey kann mir nicht ordentlich in die Augen sehen. Er hat mir nichts gethan, und ich habe ihm nichts gethan, und doch geht er um mich herum, wie die Katze um den heißen Brei, als hätte sie Furcht, sich die Schnauze zu verbrennen. Ah! — siehe da, Lumpus in fabula, sagt der Lateiner! Das ist Herr Dagobert Frey.

Bei diesen Worten strich, aus dem hinternCorridor herkommend, ein höchst vornehm gekleideter, blonder junger Mann, welcher ein dickes Foliobuch unter dem Arme und hinter dem Ohre eine Feder trug, an ihnen vorüber. Der Blick seiner vorstehenden blauen Augen richtete sich grüßend auf die junge Dame. Sie fühlte diesen Blick; er war ihr unangenehm, hatte etwas zudringliches und verletzendes, sodaß sie ihre Augen wegwandte.

Der Portier legte seine Hand auf ihre Achsel. Jetzt ist's Zeit. Er ist allein. Dort die dritte Thür mit den bunten Glasscheiben.

Valesca wankte der bezeichneten Thür zu und pochte leise an. Gleich darauf erschrak sie, denn mit goldenen Lettern blitzte ihr die Inschrift entgegen: Ohne Anklopfen eintreten!

Dies fatale Klopfen, es macht mich nervös! sprach ein ältlicher Mann, der im Begriff gewesen war, sich auf der mit einem persischen Teppich und einem Löwenfell behangenen Ottomane niederzulassen, und warf ärgerlich die Börsenzeitung auf den Tisch. Er glaubte, da er nicht aufgeblickt hatte, daß einer seiner Angestellten eingetreten sei. Als er des Irrthums inne ward, ging er dem Besuch einige Schritte entgegen und musterte denselben, ehe er sich verbeugte. Sie wünschen?

Ich habe die Ehre, Herrn Lazarski? O, ich bitte um Entschuldigung, daß ich die Inschrift an der Thür übersehen konnte. Ich habe einen Wunsch vorzutragen.

Herr Simon Lazarski richtete sich würdevoll auf. Er schob seine mit blitzenden Ringen versehene ausgespreitete Rechte zwischen Weste und Hemdfalten. Eine Differenz beim Einkauf mit meinem Personal? Dann bitte ich, sich an meinen ersten Buchhalter, Herrn Frey, zu wenden.

O nein—ich— ich bedarf der Arbeit!

Herr Lazarski richtete einen prüfenden Blick auf die Bittstellerin. Er bemerkte, daß sie bei diesen Worten sehr bewegt war, und legte, während ein offenbares Wohlgefallen auf seinem magern, von den grauen Bartcoteletten eingerahmten Gesichte bemerkbar war, die Hand an sein glattrasirtes Kinn. Arbeit, nun ja, mein Fräulein. Es pflegt bei Simon Lazarski nicht an Arbeit zu fehlen. Warum verzagen Sie? So lange der Mensch arbeiten kann und Lust zur Arbeit hegt, wird er gute Tage sehen. So habe ich immer gedacht, und dieser Gedanke hat mir geholfen, vorwärts zu kommen. In welcher Weise gedenken Sie mich zu unterstützen, und wie kann ich Ihnen behilflich sein?

Ich würde mir alle Mühe geben und bin gewandt mit der Nadel. Der Regenmantel, den ich trage, ist von mir selbst zugeschnitten und ohne fremde Beihilfe gefertigt. Man sagt, daß Sie dergleichen ins Ausland zu liefern haben.

Hm, hm! Sagt man das, mein Fräulein? Freilich für die Regenzeit in den Tropen muß man gesichert sein. — Er lächelte. Es ist gut, daß Sie einen Beweis Ihrer Geschicklichkeit bei sich haben. Allein, wenn ich es offen sagen soll, ist die Arbeit in dieser Branche eine harte, auch mein Bedarf an Arbeitskräften ist so ziemlich gedeckt. Würden Sie vielleicht nicht abgeneigt sein, eine Stelle als Modell anzunehmen — das wäre mir lieb, sehr lieb und erwünscht. Verstehen Sie recht, mein liebes Fräulein. Wir müssen Verkäuferinnen für das Geschäft am Platze haben, die es verstehen, den Käufern die Waare in der gefälligsten Weise vorzuführen. Sie haben nur nöthig, sich entsprechend zu drapiren, den Faltenwurf zurecht zu legen, zu zeigen, wie elegant sich das Kleidungsstück trägt. Das ist leichte und elegante Tagesarbeit, die bleicht die Wangen nicht aus und macht die Augen nichttrübe. Mein erster Blick überzeugte mich, daß Sie zu einer solchen Stellung vorzüglich sind. Ich würde in der Lage sein, Ihnen einen beträchtlich hohen Lohn zu zahlen.

Dem alten Herrn war sein Wohlgefallen an der äußern Erscheinung Valesca's anzusehen. Er gerieth in Eifer, als er diesen Vorschlag weiter auseinandersetzte.

O, ich bin Ihnen dankbar, aber— —

Schöne Figur, schlanke Gestalt, sehr feiner Körperbau, höchst interessantes Gesicht, fuhr Herr Lazarski, den Einwand nicht beachtend, fort — ganz zu einem Modell geeignet. Ich werde Sie im Bureau für Novitäten der Saison als Probemodell — verstehen Sie, Probirmamsell ist ein unschöner, unpassender Ausdruck — verwenden! Sind Ihnen monatlich 150 Mark genehm? Es kommt viel auf Anlage, auf den natürlichen Faltenwurf, auf anmuthiges Benehmen, auf die Bewegungen des Modells an, et cetera. Eine wirkliche Kunst!

Ich muß leider bemerken, daß ich meine Mutter nicht verlassen kann.

Dann bedaure ich, mein Kind, bedaure aufrichtig.

Ich hätte gewünscht, durch Hausarbeit zur Unterstützung meiner Mutter beitragen zu können.

Auf diese schüchtern geäußerte Bemerkung des jungen Mädchens drehte sich der kleine, unscheinbare Mann um und machte einige Schritte über den geblümten Teppich. Im Atelier, sagte er mehr zu sich selbst, würde wohl auch Platz sein, allein das Gesuch läuft auf Hausarbeit hinaus. Man hat darin üble Erfahrungen gemacht. Es ist lästig, die Stoffe aus der Hand zu geben, sie kommen oft verdorben in's Geschäft zurück, die Zuthaten machen Weitläufigkeiten, die Abrechnungen sind schwierig, et cetera.

Er trat wieder näher an Valesca heran, setzte den goldenen Klemmer auf und betrachtete mit Kennermiene den Mantel des jungen Mädchens. Pfui, schlechter Stoff, miserable Zuthaten, gab er zu verstehen, schlechter Perlenbesatz, et cetera. Aber seine Nähterei, vorzügliche Nähterei, sehr gut, ohne Maschine — Schnitt veraltet, doch noch immer gefragt und kleidsam. Es trifft sich recht unglücklich mit der Hausarbeit.

Meine Hoffnung ist also vergeblich gewesen, sagte Valesca traurig. Nur möcht ich die Bitte noch wagen, daß Sie, lieber Herr Lazarski, von meinem fehlgeschlagenen Anliegen nicht weiter sprechen. Es würde mich zu sehr demüthigen, erführe man, daß ich mich vergeblich bemühte.

(Fortsetzung folgt.)

— **Ein musikalisches Quartier.** Erste Zimmervermietherin: Na, Frau Schulz'n, haben Se Allens vermiethet? Zweite Zimmervermietherin: Allerdings, aber leider an lauter Musikanten. Mit dem Eenen, da jeht et ja noch, det is en Maultambour, der spielt blos die Maultrommel; wogegen der Zweete den janzen Tag Trübsal bläst! Aber der Dritte is mir sogar mit die sämmtliche Miethe flöten jejangen!

Zur Geschichte des Thees.

Ueber den Ursprung der Theepflanze besteht folgende chinesische Sage:

Ein Bonze soll das Gelübde gethan haben, zum Besten seiner Seele sich den Schlaf abzugewöhnen. Endlich sanken ihm aber doch vor Ermattung die Augenlider zu, und nun schnitt er sie sich zur Strafe selbst ab. Als sie zur Erde fielen, erwuchs aus ihnen die Theestaude, deren Blätter vor dem Schlafe schützen.

Der Thee dürfte bereits im 6. Jahrhundert in China bekannt gewesen sein; geschichtlich erwiesen ist, daß er am Ende des 8. Jahrhunderts schon besteuert wurde. Von China aus wurde er nach Japan eingeführt, woselbst er anfangs auch viel zu medicinischen Zwecken benutzt wurde. Im 15. Jahrhundert wurde in ganz Mittel- und Süd-Asien Thee getrunken. In Europa wurde er im Jahre 1559 zum ersten Mal erwähnt. 1588 lieferte Maffei in seiner „Historia indica" die allererste Beschreibung von dem Thee.

Holländer erhandelten 1610 Thee auf dem Markte von Bantam von chinesischen Kaufleuten. Nach Paris kam er 1635. Nach Rußland brachten ihn tartarische Gesandte an den Czaren auf dem Landwege im Jahre 1638. Später, als Rußland seine Eroberungspolitik in Asien in's Werk setzte, wurde er ein gesuchter Handelsartikel, der auf der Karawanenstraße, entlang dem Ural-See und dem Kaspischen Meere, über Moskau nach St. Petersburg gebracht, bis zum heutigen Tage unter dem Namen „Karawanenthee", wenn auch jetzt schneller mit Hilfe der Eisenbahnen, eingeführt wird.

Um 1660 wurde der Thee in London bekannt. In den im 17. Jahrhundert an vielen Orten errichteten botanischen Gärten begann man die Theestaude anzupflanzen, während sich das Theetrinken immer mehr verbreitete, doch an Gegnern des neuen Gewächses fehlte es nicht. Molineri 1672, Albinus 1684, Pichlin 1684 und Andre schrieben eifrig gegen ihn, während der zu seiner Zeit berühmte Gelehrte Bontekoe (sprich Bontekuh) ihn wieder sehr in Schutz nahm und als Universalmedicin gegen alle möglichen Leiden empfahl. Durch diesen wurde er auch in Deutschland eingeführt, woselbst Berlin das erste Theehaus erhielt. Allmählich begannen die Regierungen ihn, ganz so wie Taback und Kaffee, mit hohen Steuern zu belegen, bezw. ihn gegen beträchtliche Pachtsummen einzelnen Compagnien als Monopolgegenstand zu überlassen. Nach den napoleonischen Kriegen, als der Handel zur See neuen Aufschwung nahm und durch Erfindung der Dampfmaschine die Entfernungen bedeutend verkürzt wurden, versuchte es England zuerst, den Thee in seinen Colonien selbstständig anzubauen. Im Jahre 1825 hatte Bruce die Theepflanze in Assam entdeckt, worauf 1838 die erste Regierungsplantage angelegt wurde, welche 1839 an die „Assam Tea Company" abgetreten wurde.

Auf Java bauten die Holländer den ersten Thee 1825 an; 1836 kam die erste Ernte davon nach Amsterdam. In Brasilien wurde er 1812, in Süd-Carolina und Tennessee 1848 gepflanzt, und überall gedieh er vortrefflich. Doch ist bis auf den heutigen Tag der echte chinesische Thee der beste geblieben, wenngleich die feinsten Sorten desselben überhaupt nicht ins Ausland gelangen, sondern von der kaiserlichen Majestät des himmlischen Reiches für sich in Anspruch genommen werden.

China führt jährlich für etwa zweihundert Millionen Mark Thee aus. England ist nächst China das Land, wo der meiste Thee getrunken wird, während Deutschland und Oesterreich-Ungarn unter den Konsumenten die dritte Stelle einnehmen.

— **Aus Paris wird berichtet:** Der Historiker Réquin sucht in einer Schrift nachzuweisen, daß die Buchdruckerkunst schon 8—10 Jahre vor Gutenberg in Avignon erfunden worden sei. Nach dieser Schrift enthüllte ein aus Prag eingewanderter Goldschmidt Procop Waldvogel einem in Avignon ansässigen Juden David de Caderousse im Jahre 1444 eine „neue Art zum schreiben", und versprach ihm am 10. März 1446, ihm das nöthige Werkzeug zu liefern, hebräische Schriften zu vervielfältigen. Caderousse gelobte die strengste Geheimhaltung der neuen Kunst. Procop hatte sein Geheimniß vorher schon einem Bürger von Avignon Meister Manaud Vieal angeboten und mit ihm zusammen die nöthigen Werkzeuge: Buchstaben, eiserne Formen etc. angefertigt. Im Jahre 1446 verzichtete Manaud auf die Ausbeutung der Erfindung, trat seine Rechte an Procop ab und verkaufte ihm die Werkzeuge. Am 27. August 1444 hatte Procop ferner schon Geld aufzunehmen gesucht, um seine Erfindung auszubeuten. Alle diese Thatsachen will Réquin in alten Akten der Archive Avignon gefunden haben.

— **Die Vorbereitungen** zu den nächstjährigen Festspielen in Baireuth sind in vollem Gange. Im Ganzen sind neun Parsifal- und acht Tannhäuser-Aufführungen in Aussicht genommen. Für die Zusammenstellung des Künstlerpersonals trägt Musikdirector Kniese Sorge, für die ersten Partien sind selbstverständlich die hervorragendsten Kräfte Deutschlands bereits gesichert. Die technische Oberleitung hat Herr Kranich, Obermaschinenmeister des Darmstädter Hoftheaters. Die Decorationen werden von den Gebrüdern Brückner in Koburg gemalt und sollen ebenso wie die Kostüme einen streng historischen Character erhalten. Dem Ballett wird in der Venusbergscene ein großer Platz eingeräumt werden; für dasselbe sind bereits zahlreiche Mitwirkende, darunter auch Mitglieder des Balletts der Berliner Hofoper, verpflichtet worden.

— **Das Einfachste.** Professor: Was würden Sie thun, wenn Sie einen Patienten, wie im vorliegenden Falle, verschlimmert vorfänden? Candidat: Gott danken, daß ich nicht an seiner Stelle bin.

— **Pechvogel.** — Credit hab' ich nicht, Geld auch nicht, aber als richtiger Pechvogel natürlich 'ne—Frau!